

Gespräch mit Daniel Barth: Unterschiedliche Kooperationsformen

Daniel Barth: Die beiden Schulen, die bezüglich Kooperation vorbildlich waren. Die eine hat die Probleme einfach kleingeredet, kann man sagen. Die hat an verschiedenen Orten im Schulalltag immer wieder das Gespräch miteinander gesucht. Alle Lehrer – es war eine kleine Schule – haben diese Schüler gekannt, auch die schwierigen Schüler, selbst die, die nichts mit diesem Schüler zu tun hatten. Und die hatten einen Fachaustausch, der aber spontan entstanden ist, aber auch nicht rein psychohygienischer Natur war.

Steff Aellig: Also einfach ein Plaudern über die Kinder, oder wie muss man sich das vorstellen?

Barth: Ja genau, also ein Plaudern über das Kind, und ein Austausch über Beobachtungen, die sie über ein Kind hatten. Und hören, wie war dieses Kind nun bei dir? Genau. Aber kein Lästern, kein Verwünschen, oder so. Aber es sind verschiedene Beobachtungen eingeflossen und man hat ausgetauscht. Man hat auch nach Lösungen gesucht, zusammen. Die andere Schule hat das etwas systematischer gemacht, die hat immer wieder Reflexionsrunden organisiert, im intervisorischen Sinn. Sie haben zum Beispiel auch Fachstellen eingeladen. Weil es war ein Autist, um den es dort ging. Die haben mit einer Fachstelle für Autismus zusammengearbeitet, die hat dann zum Teil auch mit der Klasse gearbeitet. Psychoedukative Methoden, Information, was das jetzt bedeutet, als Mitschüler, wenn man mit einem autistischen Kind zur Schule geht. Und die haben das ein wenig systematischer gemacht, aber auch eine ernsthafte Reflexion von Problemen, die entstehen, wenn solche Kinder in der Klasse sind.

Aellig: Das heisst, man könnte eine These haben: Belastung und Probleme lassen sich im Prinzip rein durch das darüber Reden bewältigen? – Oder reduzieren, kann man sagen.

Barth: Ja! Das kann man, es braucht dann neben dem auch Ressourcen, also das ist dann auf der strukturellen Art, braucht es Ressourcen, das heisst, der Schulleiter, der signalisiert: Euch wird Hilfe gegeben. Sporadisch, temporär begrenzt werden Hilfen zur Verfügung gestellt. Man lässt euch mit diesen Schülern nicht alleine, das ist ganz wichtig. Wir haben aber auch... Das alleine nützt nichts, es braucht dieses Gespräch. Wir hatten eben auch Schulen, die hatten ganz viele Ressourcen – und haben es vermasselt. Im Sinne von, dass diese Schüler dann doch exkludiert in Sonderschulen weiterverwiesen wurden.

Aellig: Was würdest du sagen? Aufgrund dieser Beobachtungen kann man sagen, das Gespräch über die Kinder und die Möglichkeiten, die man mit ihnen machen kann, ist eine Basis, aber wenn es dann brennt, dann braucht es auch Ressourcen, um etwas damit zu machen?

Barth: Ja genau, das kann man so sagen.

Aellig: Konntet ihr dann nicht umgekehrt auch feststellen, dass durch dieses ständige Reden über die Kinder auch eine Art Problemfokussierung stattfindet, und man die negativen Seiten zu fest betont?

Barth: Das haben wir in einer Schule festgestellt. Dort wurde viel über das Kind gesprochen, aber dort hat quasi diese Diskussion die Form angenommen, dass man eigentlich sich darauf verständigte; der Schüler gehört nicht in dieses Schulhaus. Und diese Haltung – er gehört nicht in eine Regelschule – diese Haltung wurde auch vom Schulleiter geteilt. Und dann nützt auch ein intensives Gespräch eigentlich nichts, sondern dann ist

eben, das was du sagst, dann hilft das noch, einen Ausschluss zu legitimieren, wenn man miteinander lästert.

Aellig: Es war dann quasi ein Lästern und sich Bestätigen in der exkludierenden Haltung, statt ein gemeinsam nach Lösungen zu suchen?

Barth: Richtig, ja. Also der Schüler wurde zum Beispiel uns als Forschungsteam vorgeführt. Wurde vor uns lächerlich gemacht. In allen anderen Schulen wollten sich diese Teams immer gut darstellen, als Professionelle, als vernünftig Handelnde.

Aellig: Ein Aspekt liess mich noch aufhorchen. So bisschen dieses spontane unformalisierte Gespräch. Versus, was man jetzt so sagt; man macht eine Helferkonferenz, Rundtischgespräche und so... So wie ich dich jetzt hörte, geht auch dieses Spontane und «Nicht-Formalisierte».

Barth: Richtig, ja. Das geht auch. Das war eine kleinere Schule auf dem Land, mit sehr engen Beziehungen, die verstanden auch den Pausenplatz und Schulweg als schulische Aufgabe. Also, sie übernahmen sehr viel Verantwortung als Schulteam. Und die haben das jetzt so gemacht. Die andere Schule, wo das etwas formalisierter gegangen ist, die haben interessanterweise eben auch nur dann kooperiert, wenn es brannte. Dann waren in kurzer Zeit alle bereit für ein Gespräch oder für ein Dings. Aber sie hatten keine regelmässige Interventionen oder so etwas, das hatten sie auch nicht.

Aellig: Hängt dieses Spontane vielleicht auch noch mit der Grösse zusammen?

Barth: Das nehme ich jetzt an, ja.